

EINIGE GEDANKEN UND ERINNERUNGEN ZUM THEMA „INTUITIVES WISSEN“

Der Mensch ist unbestritten zunächst einmal Teil der Natur. Und ihm eignet (bestritten...) nichtsdestoweniger eine ganz besondere Würde. Philosophisch ließe sich hierfür gut argumentieren, und die biblische Basis (v. a. Gen 1,26f: Gott schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis) für diese Auffassung steht ohnehin außer Frage. Eine rein naturwissenschaftliche Begründung der besonderen Menschenwürde scheint indessen kaum möglich zu sein. Denn biologisch betrachtet ist der Mensch ein Naturwesen unter vielen anderen auch, *punctum*. Er mag erfahrbar irgendwie begabter oder schlicht intelligenter zu sein als die übrigen Lebewesen – dazu gleich mittels eines Beispiels mehr – aber wie diese, so ist auch er ein Produkt der Evolution, das geboren wird, sich gegebenenfalls fortpflanzt und dann stirbt – um daraufhin in ihm peinliche Verwesung überzugehen.

Die vergleichsweise vielen und hohen Begabungen des *homo sapiens* dürften selbst seitens Naturalisten und Misanthropen schwer zu leugnen sein. Sie hier aufzuzählen wäre banal. Aber bei einer davon, die einem auch nicht sogleich in den Sinn kommt, soll ein wenig verweilt werden. Sie könnte zudem so etwas wie eine Brücke zwischen Natur und Mensch darstellen. Gerade bei den sogenannten Naturvölkern lassen sich nämlich erstaunliche Leistungen *intuitiver Art* finden (etwa im Bereich der Orientierung in unübersichtlichem Gelände). Hinsichtlich des Naturganzen hegen nun sehr viele Menschen eine starke Intuition – dahingehend, dass diese Natur so etwas wie eine Seele habe. Viele „empfinden“ die Natur intuitiv auch als etwas Organisches, ja Mütterliches.

Es dürfte sich *in puncto homo sapiens* (wissender, weiser Mensch) tatsächlich so verhalten, dass wir nicht nur so manches wissen, sondern dass wir einiges – auch Wichtiges – durchaus *intuitiv wissen*, d. i. uns über gewisse Sachverhalte ein (dann gewöhnlich auch zutreffendes) Urteil anmaßen, ohne indessen rational darüber Rechenschaft ablegen zu können, wie wir zu dieser Einsicht gelangt sind und ohne uns selbst imstande zu sehen, dieses Urteil anderen

gegenüber stichhaltig zu begründen – *und doch sind wir uns der Sache ganz gewiss*, irren uns darin auch nicht.

Ein simples Beispiel hierfür wäre die Beherrschung der muttersprachlichen Grammatik. Tägliche Übung scheint hier mit sprachlicher Intuition zu verschmelzen. So spricht etwa Vers 53 und dessen Kontext in Psalm 78 von Gottes Rettung des Volkes Israel aus Ägypten, wobei die wütend nachstellenden Verfolger allesamt im Meer ertrunken sind: „Er führte sie [die Israeliten] sicher, sie mussten nichts fürchten, / doch ihre Feinde bedeckte das Meer.“ Alle Deutschsprachigen erkennen sofort die von einem einzigen kleinen Unterschied (dem vorhandenen oder fehlenden Buchstaben „n“) abhängige Bedeutungsverschiebung, die sich ergibt, wenn der zweite Teil des Satzes lautet: „... doch ihre Feinde bedeckten das Meer.“ Während die ägyptischen Soldaten zuvor bereits nach unten gesunken waren, schwimmen in unserer Vorstellung die Leichen der Verfolger nun oben, auf Höhe der Wellen. Bei weitem ist nicht jeder, der dergleichen intuitiv versteht, auch imstande, besagte Bedeutungsverschiebung grammatikalisch korrekt mit dem hinzu gekommenen Buchstaben „n“ in richtige Beziehung zu setzen.¹

Ein neben der Grammatik weiteres Gebiet, worin intuitives Wissen beständig zum Tragen kommt (und das zugleich zu unserer Thematik „Naturverständnisse“ überführen soll), stellt unser Umgang mit Tieren dar. Wer etwa fröhlich mit einem Hund spielt, weiß gewiss, dass sein vierbeiniger Spielgefährte *Gefühle hat*. Er kann sich über Descartes' gegenteilige Auffassung wundern, sie aber zumindest während des Spielens keinen Augenblick lang ernsthaft in Erwägung ziehen. Auch ist hierbei Irrtum wirklich nicht zu befürchten.

Hieran mögen nun einige – teils autobiographische – Gedanken angeschlossen werden, die gewagt erscheinen dürften (und es wohl auch sind), aber hoffentlich nicht als ganz und gar abwegig beurteilt werden müssen... Es sind insbesondere Kinder, die dazu neigen, nicht nur Tiere, sondern auch Pflanzen und bestimmte unbelebte Gegenstände als mit Empfindungen ausgestattet aufzufassen. So hätscheln sie etwa gegerbte Schaffelle und plaudern mit

¹ Unter anderem deswegen ist es auch sinnvoll, dass es für *Deutschsprachige* (nicht jeder Deutschsprachige ist deutscher Staatsbürger und nicht jeder dieser Staatsbürger spricht Deutsch), das Studienfach „Deutsch für Deutschlehrer“ gibt.

sprudelnden Quellen. Ein solches Verhalten wird zunächst einmal, und ganz zu Recht (etwa von Entwicklungspsychologen im Anschluss an Jean Piaget), auf die noch nicht voll entwickelte Intelligenz beim Kinde zurückgeführt. Aber möglicherweise bleibt damit ein spannender Aspekt dieser verbreiteten kindlichen Neigungen weiter bedenkenswert bzw. für weitere Erklärungsversuche offen. *Denn möglicherweise sehen Kinder tatsächlich irgendwie (in metaphysischer Hinsicht?) „tiefer“ in die Wirklichkeit als Erwachsene das tun. Vielleicht geht im Zuge der Entwicklung der Intelligenz ja immer auch etwas verloren – ein gewisses intuitives Wissen, eine bestimmte Form von Hellsichtigkeit, eine gewisse Art von innerer Hellhörigkeit (Inspiration).*

Hierzu möchte ich zwei Kindheitserinnerungen schildern. Einmal „überfiel“ mich eine solche intuitive Einsicht auf einem Friedhof und das andere Mal auf einem Baum. Es ist mir klar, dass mit solchen Berichten die These von einer (gelegentlich aufscheinenden) besonderen intuitiven Hellsichtigkeit bei Kindern keineswegs zu beweisen ist. Für mich selbst und mein Denken sowie mein Lebensgefühl haben die nun folgenden Erinnerungen jedoch eine gewisse Bedeutung gehabt, die sich auch erhalten hat. Und womöglich wird der eine Leser oder die andere Leserin auch bei sich denken: „An der ganzen Sache könnte am Ende doch irgendetwas dran sein...“ Recht viel mehr scheint mir bei einer solchen reichlich „esoterischen“ Thematik auch gar nicht zu erwarten sein.

Ich bin noch Grundschüler gewesen, also weniger als zehn Jahre alt, da hatten ein Gleichaltriger und ich bei unseren diversen Streifzügen den Dorffriedhof als für uns aufregenden Aufenthaltsort entdeckt. Beim zweiten oder dritten Besuch begannen wir damit, vernachlässigte Kindergräber mit Bruchstücken von bereits entsorgten Grabsteinen und Grabbeigaben sowie mit Blumen von einer nahe gelegenen Wiese zu schmücken. Bei einem weiteren Besuch traten wir an einem heiteren Sommer- und Sonntag, mit Wiesenblumen in den Händen, durch das schmiedeeiserne, und passend schwarz lackierte Friedhofstor. Da ging mir, wie man zu sagen pflegt, plötzlich das Herz auf, ganz weit. Fast zum Greifen real, lag vor mir, wie soll man es ausdrücken, frohe Dankbarkeit „in der Luft“. Die Gefahr, mich (bereits damals) zu blamieren, war groß, aber ich konnte mit vor Glück feuchten Augen bald nicht mehr an mich halten und sagte zu dem Kameraden an meiner Seite: „Spürst du es, wie die

Toten sich über uns freuen?“ Der kleine Albert setzte seine mir längst vertraute Verlegenheitsmine auf und sagte nur: „Ja.“ Wir schwiegen, setzten unsere „Arbeit“ an den ungepflegten Grabstätten fort, und sind auf dieses Erlebnis nie wieder zu sprechen gekommen. Aber wann immer ich dergleichen lese oder höre wie „die Toten sind unter uns“, muss ich an – diese überhaupt nicht beängstigende, vielmehr durch und durch beglückende – Kindheitserfahrung denken.

Ein damit vergleichbares Erlebnis war Albert und mir bereits zuvor zuteil geworden. Als etwa Sieben- und Achtjährige liebten wir es sehr, auf geeignete Bäume zu klettern. Besonders attraktiv waren solche an Wegesrändern, von denen aus man – für die unten Stehenden oder vorüber Gehenden kaum bemerkbar – sehen und hören konnte, was die dort Wandelnden so betrachteten und sprachen. Albert und ich saßen auf einem solchen Baum, einer (inzwischen gefällten) schlanken Fichte, und harreten der Dinge, die da kommen mochten. Da fuhr ich, leicht erschrocken und unangenehm berührt, zusammen, da nur eine Handbreit über meinem Kopf, kurz aber deutlich, ein unangenehm scharfes Knacken zu vernehmen war. Dann, unter mir, etwa auf Alberts Höhe, dasselbe Geräusch noch mehrmals hinter einander. Ich drehte den Kopf nach oben und sah eine seltsame kleine Vertiefung in der Rinde. Mit gepresster Stimme gab Albert die korrekte Erklärung für dieses mich verwirrende Geschehen: „Der Griasei schießt auf uns.“ Tatsächlich gab es in unserer Nachbarschaft einen gefürchteten Mann – „da Griasei“ genannt –, der schon mehrfach mit einem Kleinkalibergewehr (die Leute nannten es einen „Flobert“) auf Katzen, Hunde – und Kinder angelegt und dabei einst auch einem uns wohlbekannten Kätzchen namens „Maunzi“ einen bösen Streifschuss am Kopf zugefügt hatte. Nun also nahm er uns, bequem von einem Fenster im ersten Stock seines Hauses aus, unter Feuer – allerdings vergebens.

Es hat damals, etwa zwanzig Jahre nach Kriegsende, in bayerischen Dörfern so einige mental kriegsversehrte Psychopathen gegeben: Die ländliche Bevölkerung begegnete ihnen mit großer Nachsicht: *liberalitas bavariae*... Das eigentlich Interessante aber war, *dass ich den Ausgang des „spaßigen“ Kinderbeschießens sicher wusste*. Mir war intuitiv sehr bald vollkommen klar: *Der kann mich unmöglich treffen*. Das Triumphieren meines Geistes über diese Gewissheit war so groß, dass ich meinen Kopf nach dem zweiten oder dritten

Einschlag sogar ein wenig vorstreckte, um den wackeren Schützen spöttisch-überlegen zu weiteren (Fehl-)Versuchen zu animieren.

Nochmals: Ich *wusste* einfach, dass mir nichts geschehen könne; der gute Ausgang der Sache stand für mich mit Gewissheit fest. Und dieses Bewusstsein war, ähnlich dem auf dem Friedhof, von einem wogenden Glücksgefühl begleitet. Ich konnte und kann nicht sagen, wie es zu dieser Gewissheit kam oder warum ich mich in absoluter Sicherheit wog – war es ein hellseherisches Wissen um die nahe Zukunft, war es das Wissen, dass Gott hier keinen schlimmen Ausgang zulassen könne, wusste ich um die Zuverlässigkeit meines Schutzengels – ahnte ich divinatorisch das mangelnde Talent des Schützen? Ich hätte es damals nicht zu sagen vermocht und kann die Gründe auch jetzt nicht nennen, aber das Bewusstsein meiner damaligen Unverwundbarkeit hätte deutlicher überhaupt nicht sein können. (Soweit das Autobiographische.)

Naturvölker und Kinder haben sie noch relativ häufig, diese Intuitionen. Ob das mit dem Folgenden zusammenhängen könnte? Bekannt ist der zunächst pythagoreische, dann auch platonische Gedanke, wonach die Seele, damit und bevor sie hohe und kostbare Erkenntnisse zu erlangen vermag, entweder bereits rein sein oder erst einen Prozess der Reinigung durchlaufen müsse. Die entscheidenden Einsichten schenken sich nur denjenigen, die dieser Einsichten, ihrer *Herzensreinheit* wegen, auch würdig sind. Im Hintergrund steht das bereits vorsokratische Erkenntnisprinzip „*similia similibus*“ in der Zuspitzung auf die These: Ein bestimmtes Wissen erschließt sich nur reinen Menschen. Hinweise auf ein solches epistemologisches Prinzip lassen sich auch in der Bibel finden, man denke etwa an Ps 51, Vers 12: „Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, beständigen Geist!“ Nur ein reines Herz, so dann auch verschiedene Kirchenväter und Mystiker, stellt so etwas wie eine geeignete Wohnung dar, in die Gott einziehen mag.

Hier bietet es sich förmlich an, auf ganz bestimmte Aussagen in den Evangelien zu sprechen zu kommen. Die Rede ist von denen, *die eine besondere Wertschätzung des Kindes bzw. der Kindlichkeit zum Ausdruck bringen*. Da ist zum einen Jesu bekannte Segnung der Kinder in Mk 10,13-16.² Diese Perikope

² „Da brachte man Kinder zu ihm, damit er ihnen die Hände auflegte. Die Jünger aber wiesen die Leute schroff ab. Als Jesus das sah, wurde er unwillig und sagte zu ihnen: Lasst die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes. Amen, das

enthält eine gewaltige Provokation. Vermutlich ist sie in der gesamten antiken Literatur beispiellos. *Die sonst stets ignorierten, teils belächelten, oft als störend empfundenen Kinder erfahren die beispiellose Aufwertung, als Vorbilder für Erwachsene hingestellt zu werden.* Man müsse werden wie ein Kind, um in das Reich Gottes zu gelangen! Das ist, um ein Weniges zu sagen, reichlich erstaunlich. Die genannte und bekannte Markus-Stelle wird im Evangelium ergänzt durch Mk 9,42: „Wer einem von diesen Kleinen, die an mich glauben, Ärgernis gibt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen würde.“³ Matthäus übernimmt diese Aussage und ergänzt:

„Wer so klein sein kann wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte. Und wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 18,4). Matthäus 18, 10 schließt diesen Gedanken ab mit dem ebenso schönen wie rätselhaften Wort: „Hütet euch davor, einen von diesen Kleinen zu verachten! Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen stets das Angesicht meines himmlischen Vaters“. (Strömen die kindlichen Intuitionen etwa durch solche Kanäle?)

Wie immer auch die Aussage von den Kindern und ihren Engeln im Himmel zu verstehen sein mag – eines steht dabei fest: Jesus behauptet hier eine große Nähe der Kinder oder kindlichen Seelen zu Gott. Und für manchen mag diese Autorität genügen, um die Frage „Blicken Kinder tiefer in die Wirklichkeit?“ mit Zustimmung zu beantworten. Auch dem größten Heiligen der Kirche, Franz von Assisi, ist ja sehr viel Kindlichkeit zu Eigen gewesen. Dies schon von seiner ganzen Veranlagung her – aber auch infolge von Unglück hat er gelernt (oder lernen müssen), wie bedeutsam es ist, ein kindschaftliches Verhältnis mit Gott anzustreben. Besagtes Unglück bestand darin, dass er gewissermaßen Opfer des eigenen „Erfolgs“ geworden war. Infolge des großen Zulaufs zu seinem Orden, sah sich die auf Franziskus folgende Ordensleitung veranlasst, die Armutsregeln abzuschwächen. Mehr noch: Hatte man zuvor auf abschottende Klosterbauten verzichtet, um die Menschen aufzusuchen und in die Natur hinaus zu schweifen, so gab es nun Pläne für gewaltige Klosterburgen, deren eindrucksvollste noch heute in Assisi zu sehen ist. Franziskus hat diese

sage ich euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen. Und er nahm die Kinder in seine Arme; dann legte er ihnen die Hände auf und segnete sie.“

³ (Ich möchte jetzt lieber nicht an den Griasei denken.)

Entwicklung mit Grauen als eine Zerstörung seines gesamten Lebenswerks empfunden. Seine Trauer über diese Ereignisse ist historisch überliefert. Der Franziskaner und Autor Eligius Leclerc spricht von einem „tragischen Augenblick“ im Leben seines Ordensgründers. Und er verweist zu Recht darauf, dass sich, genau an diese verzweifelte Lage und das damit verbundene Gefühl der Gottverlassenheit, Franziskus' abschließende Wandlung zur Heiligkeit angeschlossen habe –, *dass somit auch diese Krise ihre Chance in sich barg:*

„Gott hatte gerufen, der Mensch [Franziskus] hatte geantwortet, jetzt ruft der Mensch, doch Gott schweigt sich aus. Ein tragischer Augenblick, wo das religiöse Leben an Verzweiflung grenzt, wo der Mensch, ganz allein in seiner Nacht, mit dem unfassbaren Gott ringt. Der Mensch hat geglaubt, dies oder jenes zu tun, um Gott zu gefallen. Aber jetzt will Gott ihn selbst. [...] Erst in dieser Bedrängnis und in diesem Eingeständnis seiner Armut wird der Mensch fähig, Gott einen Kredit in beliebiger Höhe einzuräumen: Er überlässt ihm die volle Initiative für sein Dasein und sein Heil. Er gibt sich in heiligem Gehorsam hin. *Er wird Kind und erhält im schöpferischen Spiel Gottes seinen Part.* Dann ist er über Schmerz und Lust hinaus, dann weiß er, was Freude und Kraft ist. Mit Gleichmut kann er die Sonne betrachten und auch den Tod. Mit dem gleichen Ernst und mit der gleichen Freude.“⁴

Und in seinem, unmittelbar vor dem Tod verfassten „Sonnengesang“⁵ kulminiert Franziskus' intensive Verbundenheit mit der Schöpfung, indem er Gestirne, Elemente, Belebtes wie Unbelebtes seine *Schwestern und Brüder* nennt.

⁴ Eligius Leclerc, a.a.O., S. 88f.

⁵ Der Sonnengesang ist auch ein spiritueller Ausgangspunkt der Theologie des Erzbischofs von Assisi. So schreibt Don Domenico: „Es ist notwendig, von vorne zu beginnen. Aber von wo aus? Und wie? Es schien mir, als müsse die Antwort in der DNA der Kirche liegen: Vom Ursprung aus neu anfangen. Das ist, zurückzukehren zur Schönheit des Evangeliums und der Geschwisterlichkeit – wie es im Leben Jesu und in der ersten Christengemeinde gewesen ist. Und wie es auch im Leben des Franz von Assisi war.“ (Domenico Sorrentino, a.a.O., S. 8). Vgl. auch seine sich mit Papst Franziskus einig wissende Feststellung: „Wir alle sind universell miteinander verbunden – nicht nur durch menschliche, sondern auch auf der Ebene kosmischer Beziehungen. Die große und harmonische Vision des Gesangs der Kreaturen [also des „Sonnengesangs“] des Franz von Assisi muss vor diesem Hintergrund wiederentdeckt werden. Als Grundlage der politischen Schutzmaßnahmen für den Erhalt der Schöpfung bedarf es einer geeigneten unterstützenden Spiritualität. Nur so kann der Planet vor irreparablen Verwüstungen schadlos gehalten werden. Solidarität. Es muss zu einer die Generationen übergreifenden Solidarität kommen, damit die Jugend nicht um eine schöne Zukunft und um eine Welt betrogen werde, die es wert ist, bewohnt zu werden. Hierbei handelt es sich um eine Verantwortung, der sich niemand entziehen kann.“ (*ders.*, a.a.O., S.45)

Papst Franziskus hat diese franziskanische Neigung, ein gewisses intuitives Sympathisieren mit dem uralten Gedanken einer „beseelten Allnatur“ vorsichtig aufgegriffen. Er ist sich auch dessen bewusst – gerade so wie es bereits seinen beiden Vorgängern auf dem Stuhl Petri klar gewesen ist –, dass das Denken unter dem Vorzeichen des Naturschutzes von dem Gedanken einer „Ökologie des Menschen“ konsequenterweise gar nicht getrennt werden kann. Neben der Ökologie der Natur müsse es „auch eine – wie man es ausdrücken könnte – ‚Humanökologie‘ [geben], die ihrerseits eine ‚Sozialökologie‘ erfordert. Und das bedeutet, dass die Menschheit [...] die bestehenden Verbindungen zwischen der Natur-Ökologie – also der Rücksicht auf die Natur – und der auf den Menschen bezogenen Ökologie immer mehr vor Augen haben muss.“⁶ Nicht zuletzt das *humanum* bedarf heute des Schutzes, der Sorge und Pflege. Damit sind konkret die ungeborenen Kinder und die alten Menschen gemeint. Allgemein ist hiermit das spezifisch Menschliche angezielt, die „Humanität“ oder eben schlicht *Menschlichkeit* (bzw. der *homo vere humanus*). Ganz wie die Natur ist nämlich auch diese Menschlichkeit gegenwärtig sehr ernsthaften Bedrohungen ausgesetzt.

Gerade diese Einsicht hat manche gegenwärtige Denker zu dem Begriff und dem damit verknüpften Anliegen eines „Christlichen Humanismus“ geführt.⁷ In diesem Zusammenhang ist nämlich ein Wechselverhältnis zu konstatieren, welches die beunruhigende Fratze eines *circulus vitiosus* zeigt: Die radikale Verdinglichung der Natur, die allen natürlichen Gütern einen Marktwert zuordnet, führt zu einer innerlichen Verrohung (Dehumanisierung) des Menschen. Und umgekehrt führt eine solche Verrohung zu einem weitreichenden Erblinden gegenüber der *Schönheit und Erhabenheit der Natur*. Nur die intuitive Einfühlung in diese echten Naturwerte vermag aus diesem Besorgnis erregenden, sich gegebenenfalls immer höher (oder vielmehr tiefer, abwärts) schaukelnden Kreislauf auszuscheren. *Intuition* ist kein Randthema der Thematik Ökologische Krise!

⁶ Aus Papst Benedikt XVI. „Botschaft zum Weltfriedenstag 2007“, (Nr. 8, zit. von Papst Franziskus in Querida Amazonia, Nr. 41).

⁷ Stellvertretend für viele seinen genannt: Christopher Dawson, G.K. Chesterton, C. S. Lewis, Henri de Lubac, Alexander Solschenizyn, Joseph Ratzinger u. a. m.